



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beda Weber`s Charakterbilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Und jetzt, indem ich diese Zeilen schreibe, nachdem die Zeit Alles hinweggerafft hat, Könige und Minister, Ludwig XVIII. und Herrn von Chateaubriand, Georg IV. und Canning, zweifle ich noch, ob inmitten so vieler Interessen, damals so lebhaft, jetzt der Vergessenheit anheimgefallen, ob unter all den Erinnerungen, die ich zurückrufe, diejenige, welche mein Herz am stärksten schlagen macht, nicht die jenes glücklichen Tanzes ist, der so schnell endete und sich nicht wiederholen sollte. Wäre ich denn in meinem Alter frivol geworden, oder hätte mir Herr v. Chateaubriand jene schützende, politische Gleichgültigkeit eingeimpft, die ihm selbst erst so spät kam?“

Beda Weber's Charakterbilder *)

Der geistliche Rath und Frankfurter Stadtpfarrer, Herr Beda Weber, ist als Verf. von „Tyrol und die Reformation“ bekannter, denn als sinnlich-mythischer Lyriker, obgleich er auf diesem Feld so Erkleckliches geleistet hat, daß man schwer begreift, wie der autoritätsstolze Priester seine Poëstereien drucken lassen mochte, ohne sich der Gefahr einer propagandistischen Untersuchung auszusetzen. Jetzt giebt er diese Charakterbilder; angeblich nur eine Sammlung älterer Arbeiten aus den Jahren 1836 bis 1848, angeblich (s. Vorwort) nichts als „erste Eindrücke, deren Werth in ihrer Unmittelbarkeit besteht vor allem Urtheil“ die aber trotzdem „in der vorliegenden Zusammenstellung fleißige Nachbesserung und bedeutende Vermehrung gewonnen“ und trotz der Verschiedenartigkeit an Inhalt, Ton und Zeitfolge „einheitlich in der unveränderlichen Ueberzeugung des Verf.“ wurzeln sollen. Logik scheint diesen Widersprüchen zufolge Herrn Weber's schwächste Seite. Oder er setzt sie bei seinen Lesern nicht voraus. Sind aber jene Charakterbilder nur urtheillose Eindrücke, so konnte ihr Wiederabdruck einzig die Absicht haben, im Verf. selber ein Abbild der Partei zu geben, als deren eifrigstes Haupt er literarisch und persönlich Tag täglich mehr hervortritt. Er übernimmt also mit dem Buche ein Martyrium, indem er gleichsam eine Parteigeneralbeichte ablegt. —

Dies zunächst in mehreren biographischen Artikeln, welche, bis auf eine Verherrlichung Joh. Fried. Heur. Schloffer's, aus dessen Nachlasse der kathol. Klerus das ehemalige Stift Neuberg wieder zu erben hofft, sämmtlich der vor-märzlichen (tyrolischen) Schriftstellerepoche Weber's angehören. Der Mann der „unveränderlichen Ueberzeugungen“ sprach am 22. Jan. 1849 in der Paulskirche: „Noch gestern hat eine Zeitung ausgesprochen, daß der Ultramontanismus die

*) Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag, 1853.

confessionelle Frage zur Seinigen gemacht habe; ich muß dagegen feierlich protestiren. Ich und meine Freunde verschmähen es, auf das confessionelle Gebiet zu treten. Deutschland hat Land und Leute genug durch confessionellen Hader verloren; es ist Zeit, einmal damit aufzuhören.“ Dies verhindert aber nicht, in jenen „fleißig nachgebesserten“ biographischen Skizzen intellectuell den orthodoxen Katholicismus als ausschließliche Quelle selbst aller Möglichkeit zum Gott gefälligen Leben hinzustellen und materiell jede selbstdenkende Auffassung religiöser Lehren mit ruchlosem Anrennen auf die Grundfesten in Staat und Kirche zu identificiren. Jene harmlose Einfalt, welche die Kampfesweise Herrn Beda Weber's und seiner historisch-politischen Freunde von jeher auszeichnete, läßt ihn nun zwar die stärksten derartigen Ausfälle durchschnittlich in diesen Biographien, wie in andern Abschnitten des Buches, gestorbenen oder unkenntlich gemachten Personen in den Mund legen, worin wir einen Beweis löwenkühnen Muthes erblicken, allein mitunter tritt doch auch das eigene Wort als eigenes hervor. So sind es nur ganz zarte Anspielungen, wenn an einer Stelle im Gegensatz zur Möglichkeit pietistischer Richtungen in der protestantischen Kirche gesagt ist: in der kathol. Kirche könne „der Wahnsinn des Individuums vor der allgemeinen festen Wirklichkeit des kirchlichen Lebens nicht aufkommen.“ (S. 9.). Solche feste Behauptung speculirt sicherlich nicht auf die Unkenntniß der Leser in der Kirchengeschichte, welche uns ja den pietistisch-mystischen Religionswahnsinn gerade zu den Zeiten der Alleinexistenz der katholischen Kirche epidemieartig vorführt. Sie giebt sich vielmehr mit derselben naiven Gläubigkeit, womit (S. 61.) den historischen Thatsachen einer fast noch zeitgenössischen Epoche der Satz in das Gesicht schlägt: „Als im Jahre 1816 die Begeisterung der Völker für das deutsche Reich durch den zurückkehrenden Frieden allmählich abgekühlt worden war, wurde der confessionelle Druck gegen die Entwicklung des katholischen Lebens wieder neuerdings bürokratisch in Gang gebracht, ungeachtet gerade die katholische Bevölkerung der deutschen Lande (— der rheinbündische Südwesten? —) und ihre katholische Gesinnung wesentlich beigetragen hatten, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen.“ Auch ist es gewiß nur absichtslos, wenn der Verf. (S. 57.) im Sinne des Mißbegriffs von der Gesellschaftswissenschaft „Socialisten und Verbrecher“ nebeneinanderstellt, als vollkommen identische Mißgeburten des „ersten unreinen Gedankens, mit Vorliebe gesagt.“ Jedenfalls gehört es auch nicht zu der Kategorie des beweislosen Verdächtigens, wenn Herr Beda Weber (S. 106.) beiläufig bemerkt: „Sie, (die Partei der Gothaer) stützt sich einerseits auf die christlichen Kräfte, welche von jeher unter allerlei Formen der Revolution gedient, und nur Rechtsgefühl für ihre eigene Politik haben; andererseits auf die nicht-christliche Hilfe außerhalb der drei anerkannten christlichen Confessionen, um desto sicherer die conservativen Grundsätze der Kirche und des Staates zu überwältigen.“ Dagegen leuchtet uns ein herrlicher Beweis von Pietät gegen die Insbrucker

Universität, wo Herr Beda Weber seine erste Bildung empfing, sowie von christlich-lieblicher Toleranz in dem Urtheil entgegen: (S. 123.) „die theologische Facultät laborirte damals noch an Josephinischen Grundsätzen, die mit größter Trivialität, obgleich im Tone arkadischer Unschuld vorgetragen wurden. Das Bibelstudium schmachtete in den Fesseln protestantischer Ausleger, die Kirchengeschichte war der Komödienplatz für den Spaß ausgedienter Poffenreißer und die Dogmenlehre, wenn auch katholisch, wurde so abgeschmact docirt, daß wir an dieser Schultheologie verzweifeln.“ Indessen gehören derartige Darstellungen vielleicht zu den Kundgebungen eines „fliegenden Geistes“ (S. 143.) und der „bekannteren aufrichtigen und natürlichen Auffassungsweise“ (S. 182.) welche Herr Beda Weber an sich preist, so daß ihm stets auffällt, „was Niemand bemerkt“ (S. 399). — Schließlich bemerken wir noch, daß natürlich die geschilderten Menschen durchweg nicht sowol durch das einwohnende Sittengesetz und selbstgewonnene Ueberzeugung, sondern eben nur durch die starre Orthodoxie ihres katholischen Glaubensbekenntnisses zu den Engeln geworden zu sein scheinen, als welche der Verf. sie darstellt. Ein ganz besonderer Vorzug an ihnen ist's noch überall, wenn sie, wie z. B. der Maler Koch in Rom, Goethe herabsetzen und Wolfgang Menzel verehren.

Unter „Welt und Literatur“ sammelt Herr Beda Weber kritische und ästhetische Artikel aus ihrer Verstreung in unbenannten Journalen zur Buchfüllung. Sie datiren sämmtlich vor 1848 und charakterisiren ihren Standpunkt leicht aus dem, was der Verf. darüber sagt, (S. 165) daß die wissenschaftliche Forschung in Humboldt's Kosmos, „die Schöpfungsgeschichte des Moses für eine Mythe erklärt, die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare für rein menschliche Erfindung, und die mosaische Erzählung selbst als unvereinbar mit den Denk- und Erfahrungsgesetzen des Menschengesetzes.“ Denn nicht „H. Marggraff's Dämon der deutschen Poesie“, auch kein „Hegeling, Bruno Bauer, Feuerbach und ihre Gesellen“, sondern Humboldt, der Freund des mächtigsten deutschen Königs, der ernstlich bemüht ist, die positive Religion aus dem Schiffbruche der Zeit zu retten“ — dieser Mann „vernichte mit einem kühnen Meisterschnitt die Lehre von der Erbsünde, der Menschenerlösung und der auf dieselbe gegründeten christlichen Kirche.“ Neu sei solche Lehre freilich nicht, aber es bildeten „die Freischaaaren gegen Luzern im Grunde nur den rohen Ausdruck dieser Negation.“ Wenn man „nicht blos den nackten Unglauben will, sondern auch die allseitige Sicherheit, ihn zu hegen und zu pflegen,“ so bleibe nichts übrig als auf die Denkmünze für Paulus in Heidelberg „um vier Gulden rheinisch“ zu unterzeichnen, „aber dann soll man auch aufhören von einer christlichen Kirche zu reden, die nur auf dem positiven Grunde der Offenbarung ruhen kann.“ — Es ist in der That schwierig, hier die Grenze zwischen der Beschränktheit des blinden Eifers und dem Raffinement bewusster Perfidie zu ziehen.

Diese Grenze wird überhaupt immer schmaler, je weiter das Buch an die

Gegenwart heranschreitet, vornämlich in seinem letzten Abschnitte „Anrisse aus der Paulskirche.“ Auch hier sollen wir nur die Ausdrücke erster Eindrücke empfangen, auch hier angeblich lauter 1848 niedergeschriebene Aufsätze. Zur Milderung — dies ist gewißlich wahr — hat allerdings die „fleißige Nachbesserung“ nicht beigetragen; ob aber nicht zur „bedeutenden Vermehrung“ ist eine andere Frage. Denn hätte Herr Weber 1848 so geschrieben, wie er hier über Personen und Sachen aburtheilt, so bliebe keine andere Wahl als ihn für doppelzüngig im höchsten Maße zu erklären. Die stenographischen Berichte der Nationalversammlung führen den juristisch unwiderleglichen Beweis, daß er auf der Tribüne der Paulskirche intellectuell und wörtlich genau das Gegentheile dessen sagte, was er — wenn die Entstehungsdaten der vorliegenden Aufsätze eine Wahrheit sind — an denselben Tagen zur Veröffentlichung in Zeitschriften sendete. Dies aber ist von einem Priester überhaupt nicht vorauszusetzen; am wenigsten von Herrn Weber, an welchen bekanntlich bei der neuesten Bischofswahl in Breslau gedacht wurde; von einem Lehrer der Wahrheit, welchen seine Vorgesetzten so würdig befinden, daß der Bischof von Limburg, wie die Zeitungen melden, auf die Uebung seiner ständischen Rechte in der eben tagenden Nassauer Kammer verzichtete, weil ihm nicht gestattet ward, ihn zur Stimmführung zu substituiren; von einem geistlichen Rathe, welcher in Frankfurt unter den Katholiken die vielleicht ausgebreitetste Clientel besitzt. Man müßte sonst gegen ihn selbst den strengen Urtheilspruch wenden, welchen er (S. 373) über Andere fällt: „Die Gemeinheit ist ein Fluch, den nichts versöhnen und lösen kann.“ — Mit fast cynischem Wesen, wofür Herr Weber auch bereits mündliche Abbitte und schriftliche Ehrenerklärung leisten mußte, wird zunächst ein Frankfurter Kaufmann (S. 325) moralisch als Erfinder des Ausdruckes Volksmajestät verantwortlich gemacht, während doch Herr Weber fast ein Halbjahr später (22. Januar 1849) bei der Erblichkeitsfrage auf der Tribüne der Paulskirche „Volksouveraineté“, Urwahlen für den Kaiser, und wenn das nicht möglich, einen Präsidenten auf eine Weise empfahl, daß selbst Dahmann, der sich sonst wenig um derartiges Gerede kümmerte, strenge Rüge nicht unterdrücken konnte. Indem aber Herr Weber auf eine Schilderung der einzelnen Abgeordneten eingeht, kann er nur der „sogenannten katholischen Partei“ Auerkennung schenken, „weil ihr ganzes Absehen auf eine baldige Verfassung des deutschen Volkes gerichtet ist.“ Wie stimmt dies mit der Wahrheit der Thatsachen? Und indem er grundfalsch und verfälschend schon beim Beginne der Nationalversammlung eine confessionelle Parteienbildung zeichnet, stellt er die verläumderische Behauptung auf, daß zu Joseph von Radowiz diejenigen gestanden hätten, „die eben so innig an der katholischen Kirche hängen, als sie baar sind von jeder Sympathie für das gewaltsame, im innersten Kerne treulose, jedes fremde Volksthum anfeindende Preußenthum“, sowie überhaupt „Alles, was noch Sinn hat für christliches Recht und Leben, selbst einzelne Bekenner der prote-

stantischen Confessionen.“ Zur „Blum'schen Kameradschaft“ gehören ihm dagegen diejenigen, welche „preussischer Gottlosigkeit“ dienen, oder denen „gedankenloser Verrath an der Kirche zur täglichen Uebung geworden ist.“ Eine selbstständige ehrenhafte Partei anderer Ueberzeugungen existirt nach diesen Darstellungen nicht, und nur im Princip des „steinernen Hauses“, bekanntlich die Partei der Ultramontanen, „liegt unendlich viel gesundes Leben, eine Art frischer Bergluft in ven versumpften Zuständen des mittlern Deutschlands, das sich vor seinen Proletariern nicht zu helfen weiß und unter dem Vorwande deutscher Einheit nur Mittel und Wege sucht, um der socialen Krankheit durch Absatz der lästigen Stoffe an die kräftigeren Volksstämme los zu werden.“

Wir verzichten darauf, die Blüthenlese aus diesen „Umrissen“ zu vervollständigen. Es giebt Bücher, deren Lectüre Ekel erregt. Immerhin aber bleibt's eine wichtige Signatura temporis, daß ein gefeierter Hauptführer der Ecclesia militans jetzt gerade mit einem derartigen Buche hervortritt, um sich moralisch zu vernichten. Moralische Selbstvernichtung muß man sicherlich es nennen, wenn ein Mann solche Darstellungen „in ein Ganzes als aufgelesene Zweige vom Baume des Lebens“ sammelt, wenn er von ihnen sagt: „sie bedeuten das Leben nicht, sie sind es selbst.“ Denn es ist derselbe Name, von welchem die stenographischen Berichte der Nationalversammlung bezeugen: daß er es „verschmähet“, das confessionelle Feld zu betreten; daß er Blum, „diesen deutschen Mann, mehr zu ehren“ glaubt, wenn er über dessen Hinrichtung schweigt, die er „still in seinem Herzen tadelt;“ daß er ein vorgeblicher Anhänger des Gagern'schen Programm's war; daß er mit Schwärmereien für die Volkssouverainetät sogar nach dem Beifall der Linken ausging; daß er vor Allem die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 keineswegs für ein „Bahnebenen der Gottlosigkeit und Anarchie“ erachtete. Es scheint darnach wahrlich, daß er sich selber als Beispiel opferte, um den Satz seines Vorwortes zu demonstriren: „das Einst und Jetzt, wenn auch nur vier Jahre dazwischen liegen, läßt sich schwer combiniren, weil die menschliche Natur in den meisten Fällen zu elastisch ist.“

Notizen zur Schweizerliteratur.

Es läßt sich nicht verkennen, daß im deutschen Publicum die Literatur der Schweiz nur sehr fragmentarisch, sogar beinah nur zufällig bekannt ist. Ebenso ist's in der Schweiz, einzelne größere Städte ausgenommen, mit den Erzeugnissen der deutschen, nicht streng fachwissenschaftlichen Schriftwelt. Die Schweiz besaß bis vor Kurzem nicht einmal irgend ein kritisches Organ, dessen Zweck die Vermittlung der Kenntniß selbst nur von den bedeutenderen Erscheinungen des